Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner

(2. Fortsetzung.)

Man erlebt manchmal Ueberraschungen, die um so mehr verblüffen, weil sie selbst in Momenten schönster Träume in das Gebiet des Unmöglichen verwiesen werden. Hofer hatte das Gespräch mit Dr. Thomas schon eine Stunde, nachdem es stattgefunden, völlig vergessen. Als er nun am Morgen des andern Tages eine Postkarte in der Hand hielt, die mit Dr. Thomas unterschrieben war, mußte er sich erst besinnen, was der junge Referendar ihm mitzuteilen hätte. Da war es ihm aber eine sonderbare Ueberraschung, daß Thomas in der Tat an ihn gedacht und wirklich mit dem Mann gesprochen hatte, dessen Namen er genannt. In der Postkarte teilte ihm Dr. Thomas in trockenen Worten mit, daß dieser Herr Strecker im Laufe des Vormittags seinen, Hofers, Besuch erwarte.

Der erste freundliche Augenblick seit langen Wochen .... Endlich eine Aussicht auf Beschäftigung, auf etwas Arbeit, auf eine Erlösung aus jenem schrecklichen Zustand, der nur ein trauriges Hindämmern und Nichtstun war.

Ohne sich lange über die bevorstehende Unterredung den Kopf zu zerbrechen, machte er sich fertig und begab sich auf den Weg.

Das Bureau des Herrn Strecker lag im belebtesten Stadtteil Berlins, in der Charlottenstraße, in einem jener neuen Häuser, die mit ihren palastartigen Fassaden nicht zum Wohnen, sondern nur für den Geschäftsbetrieb eingerichtet sind. Das Parterre und drei Stockwerke enthielten ausschließlich Lagerräume von ungeheurer Größe und Länge, nur bestimmt für Warenlager und leichteren Fabrikbetrieb. Das vierte Stockwerk war hotelartig in kleinere und größere Zimmer mit besonderen Eingängen abgeteilt. Da reihte sich auf den langen Korridoren Bureau an Bureau, jedes von einem anderen Geschäftsbetrieb, von einem anderen Inhaber besetzt.

In diesem vierten Stockwerk nun, in dem alle Mieter und Besucher rasch und leicht mittels eines elektrischen Aufzuges gelangten, befand sich auch das Kontor des Herrn Robert Strecker. Was für ein Geschäft Herr Strecker betrieb, war ebenso wenig aus dem Adreßbuch wie aus der großen Tafel ersichtlich, die unten zu beiden Seiten des Toreinganges alle Mieter des Hauses mit ihren Branchen in goldenen Buchstaben aufführte. Da konnte man nur die einfache Inschrift lesen: „Robert Strecker, 4. Etage."

Als Erich Hofer im vierten Stockwerk aus der Kabine des Treppenaufzuges herausgetreten war, hatte er einige Mühe, in den endlos lan-
n, stellenweise sich kreuzenden
gen das Bureau zu finden.
lich aber gelangte er doch zu
mmer, die ihm der Aufzug-
gegeben hatte, entdeckte
leine Täfelchen an der
kurzen Worte „Streck-
und trat ein, als ein
" von innen er-
nen hübscher
erwarten
ttet, mit
bede-
ren,
en

stalt, mit breiten Schultern, etwas kurzem Hals, mit einem klugen Ge-, das von einem kurz geschorenen dunkelblonden Bart umrahmt war, und einer schmal gefaßten goldenen Brille vor den grauen Augen.

Erich Hofer stellte sich vor und zeigte die Karte, die er von Dr. Thomas erhalten hatte.

„Ach so," sagte Herr Strecker, „ja, Doktor Thomas hat mit mir über Sie gesprochen. Bitte, nehmen Sie Platz" — er wies auf einen Stuhl neben dem Schreibtisch.

Hofer setzte sich und wartete auf die Ausführungen Streckers.

„Es ist eigentlich noch etwas Werdendes, noch sehr in den Anfängen, was Sie interessieren könnte", fing Strecker an. „Und eigentlich ist es noch gar nicht vorhanden. Wir können unsere jetzige Unterredung höchstens als eine kleine Vorbesprechung betrachten. Ich setze voraus, daß Sie es nicht dringend haben, sofort Geld zu verdienen."

„Dringend nicht", bemerkte Hofer, „ich kann noch eine Weile zuwarten Aber lieb wäre es mir, wenn bald etwas käme."

„Das hängt eben von den Umständen ab," sagte Strecker, „es kann bald werden, es kann sich noch einige Wochen hinziehen; und es ist auch möglich, daß gar nichts daraus wird. Doch bevor wir weiter sprechen," fuhr Strecker fort, „habe ich eine kleine Bitte. Sind Sie sich Ihrer Kennerschaft auf Diamanten ganz sicher?"

„Soweit es ein gelernter Juwelier sein kann, ja."

„Gut," meinte Strecker. Er öffnete jetzt ein Fach seines Schreibtisches und holte eine kleine Kassette hervor, die er mit einem Schlüsselchen aufschloß. „Bitte, Herr Hofer, sehen Sie sich einmal genau an, was drinliegt, und prüfen Sie jedes einzelne Stückchen recht scharf."

Hofer nahm die Kassette und blickte hinein. Strecker stand auf.

„Nehmen Sie jetzt meinen Platz ein", sagte er, „Sie haben dann mehr Raum und gutes Licht."

Hofer setzte sich auf den angebotenen Platz, griff in die Kassette und holte mit den Fingerspitzen mehrere sehr kleine glänzende Steinchen hervor.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er alle untersucht hatte. Er prüfte aufmerksam Stück für Stück.

Dann sagte er: „Die kleinen Steinchen sind alle echt. Es sind Rohdiamanten und sind es wieder nicht. Es ist, als wenn vorher ein Prozeß mit ihnen vorgenommen worden wäre; als wenn sie künstlich zu ihrer natürlichen Kristallform abgebrochen worden seien."

„Also, sie sind echt und vollgültig, wirkliche, wahre Diamanten vom Marktwert?" frage Strecker.

„Echt sind sie unzweifelhaft," antwortete Hofer. „Aber ihr Wert ist sehr gering. Sie sind zu klein — nahezu wie kleinster Abfall."

„Das tut nichts", sagte Strecker, „auf den Geldwert kommt es nicht an. Nur auf die Echtheit. Und von dieser sind Sie überzeugt?"

„Ja."

„Ich danke Ihnen." Strecker schloß die Kasette und stellte sie wieder in das Fach des Schreibtisches. „Ihr Urteil war mir von großer Wichtigkeit. Ich glaube, daß die Geschäftsverbindung zwischen uns doch
stande kommen dürfte. Und ich will
en auch sagen, was es ungefähr
wird. Wir — das heißt: die
aft, die sich wahrscheinlich
dürfte — wir werden
e bringen, die wir an
Stellen erwerben. Ihre
sein, sie abzuschät-
passende Fassun-
uns geeignete
n, denen wir
igen Prei-
gros."
a-

seine Geschäftsbücher. Dann erhob er sich mit der sicheren, zielbewußten Art, die allen seinen Bewegungen eigen war, und machte sich zum Ausgehen fertig.

Erst unten auf der Straße bekam er plötzlich Eile. Er hatte einen Blick auf seine Uhr geworfen und gesehen, daß er sich etwas verspätet hatte.

Er rief eine vorüberfahrende Droschke an und gab beim Einsteigen kurz die Adresse: Viktoria-Luise-Platz, rasch.

Der Wagen fuhr schnell davon. —

In einem sehr eleganten, kostbar eingerichteten Salon eines Hauses auf dem Viktoria-Luise-Platz saßen vier Herren, als Strecker vom Diener angemeldet wurde. Man hatte sich bisher von gleichgültigen Dingen und von Tagesneuigkeiten unterhalten, ein Herr hatte lustige und witzige Anekdoten erzählt und ließ sich auch weiterhin nicht stören, als Strecker eintrat, jeden Herrn einzeln begrüßte und dann in einem Sessel Platz nahm.

Nachdem aber der witzige Herr — es war Herr Walter Knorr, ein Mann in den Vierzigern mit einem ganz kleinen dunklen Schnurrbärtchen in dem steifen, feisten, breiten Gesicht, das auf einer großen, breiten Gestalt saß — auch die zweite Anekdote erzählt hatte, sagte Strecker:

„Nun, meine Herren, das Geschäft!"

Noch tönte das schallende Gelächter, das der pikanten Geschichte des Herrn Knorr gefolgt war, als ganz plötzlich tiefe Stille eintrat. Jeder schien sich, als es ans Geschäft ging, in sich selbst zu verschließen.

Endlich sagte ein Herr mit etwas müdem, blassen Gesicht und matter Stimme — es war Graf Bernard Le Claire:

„Ich glaube, lieber Herr Strecker, es ist keine Meinung für die Sache vorhanden."

Ein kleiner Herr mit sehr lebhaften Bewegungen und noch lebhafterem Mienenspiel in dem glattrasierten Gesicht, Adolf Grunau, der Journalist, schien einen Anlauf zum Sprechen zu nehmen. Er besann sich aber und lehnte sich wieder in den Stuhl zurück.

Da fragte mitten in dieses Schweigen Robert Strecker:

„Sind alle Herren dieser Meinung? Ja? Ich nicht. Ich für meine Person habe Lust, die Sache zu machen."

„Es kommt ja nichts dabei heraus!" bemerkte Herr Knorr.

„Ich glaube doch", erwiderte Strecker.

„Meine Herren," warf Graf Le Claire müde ein, „wir können uns doch nicht hinstellen und Handel treiben."

„Sie brauchen es ja nicht zu tun, Herr Graf," sagte Adolf Grunau in nervösem Ton.

„Vorläufig sind wir ja gar nicht so weit," meinte nun Strecker. „Einen Aktionsplan zu entwerfen, haben wir noch Zeit genug. Und wenn es dazu kommt, werden wir uns auch ohne die Mitwirkung des Herrn Grafen Le Claire einzurichten wissen. Vorläufig haben wir ein Experiment vor uns, das nicht viel Geld kosten wird. Ich möchte bemerken, daß alle Proben, die ich im Besitz habe, durchaus echt sind und ihren Marktwert haben. Sie sind heute von einem Fachmann in meiner Gegenwart nach allen Regeln untersucht worden."

Eine leise Bewegung ging durch die kleine Gesellschaft. Die Mienen, die bisher kalt und gleichgültig gewesen waren, nahmen einen gespannten Ausdruck an.

„Also wirklich vollwertig?" fragte jetzt ein langer Herr mit langem Gesicht, kurzem, dunklem Haar und Schnurrbart und dunklen Augen — Herr Sponholz.

„Ja, vollwertig," bestätigte Strecker.

Wieder trat Schweigen ein. Jeder blickte vor sich hin und wartete, bis ein anderer das Wort ergreifen würde.

Da begann Strecker wieder:

„Ich denke, es ist am besten, wenn wir Herrn Grunau bitten, uns seine interessante Offerte noch einmal klar auseinanderzusetzen."

„Ich bin gleichfalls dieser Meinung", sagte Herr Knorr.

„Na ja, man könnte es wohl noch einmal hören," äußerte Herr Sponholz.

un war es wieder einmal still.
em glatten Gesicht des Herrn
runau zuckte es, alle Mus-
in Bewegung. Sein Blick
einem zum anderen
Frage: „Soll ich denn
fang an beginnen?
sich dazu. Er
holte ein No-
tasche seines
ichtig und
Ihnen
Sache
e.

bemerken, daß er große Diamanten noch nicht geschaffen hat. Was er bisher machte, waren die kleinen Steinchen, die sich im Besitz des Herrn Strecker befinden. Die Ursache, daß sie so klein sind, liegt daran, daß er keine geeigneten Vorrichtungen besitzt. Die Diamanten, die ich Herr Strecker gegeben habe, hat Döring in einem fremden Laboratorium, in dem eines Freundes, hergestellt, das für solche Arbeiten eigentlich nicht eingerichtet ist. Es konnte ihm auch nur unter größten Schwierigkeiten gelingen. Trotzdem sind diese Steinchen doch viel, viel größer als die, die der berühmte Chemiker Moissan nach vieler Mühe hervorgebracht hatte. Würde Döring die geeigneten Vorrichtungen besitzen, so besteht für ihn kein Zweifel, daß ihm für die Größe der Steine keine Grenze gezogen ist."

„Das hat vor mehreren Jahren der große Schwindler Lemoine in Paris auch gesagt," warf Herr Knorr ein.

„Diese Bemerkung, Herr Knorr, läßt mich ganz kalt", sagte Grunau ruhig. „Ich war ja darauf gefaßt, und finde Ihre Bedenken durchaus nicht ungerechtfertigt. Aber Sie wissen, die Dinge liegen hier und jetzt ganz anders als bei dem Schwindler Lemoine, und die Herren säßen jetzt nicht hier, wenn es eben nicht anders wäre. Lemoine wollte vor allen Dingen Geld haben, viel Geld für seine eigene Person unter tausend faulen Ausreden. Wieviel war es? Ich glaube, eine halbe oder gar anderthalb Millionen. Döring aber will von den Herren nichts; nicht einen Pfennig für seine Person. Sie brauchen ihm nicht ein Markstück in die Hand zu geben. Sie sollen ihm nur einen Kredit eröffnen in einer elektrotechnischen Fabrik, die nach seinen Angaben den Ofen errichten soll, ferner in der chemischen Fabrik, die ihm das nötige Material liefern muß, und schließlich sollen Sie die Bezahlung der Miete und der Einrichtung für das Laboratorium übernehmen, das er zu diesem Zweck braucht. Alles in allem dürfte es einen Betrag von zwanzig- bis dreißigtausend Mark oder etwas mehr ausmachen. Nachforderungen für persönlichen Gebrauch sind ausgeschlossen."

„Es ist mir noch immer unklar," warf Herr Sponholz ein, „warum Herr Döring um einen so geringen Betrag eine Gesellschaft bilden will. Wenn die Dinge so ausgezeichnet stehen, ist es doch geradezu eine Kleinigkeit, einen einzigen mittleren Kapitalisten zu finden, der die Sache ohne viel Federlesens macht. Beide hätten dann den größten Gewinn davon. So würde sich das Geld doch nur unter die Teilhaber zersplittern."

„Auch dieser Einwand ist in jeder Beziehung berechtigt," sagte Grunau. „Es wäre auch das beste, nur mit einem Mann zu arbeiten, und dieser Mann ließe sich ganz leicht finden. Ingenieur Döring hat aber ein Bedenken, das, wie mir scheint, sehr klug ist. Vor allem will er seine Erfindung nicht an die große Glocke hängen. Es ist ihm vorläufig nicht im geringsten um den Erfinderruhm zu tun — er will zunächst Geld verdienen. Denken Sie an die Rubinen. Früher hatten sie einen recht hohen Wert, obgleich man auf streng wissenschaftlichem Wege schon seit Jahrzehnten — allerdings unter sehr hohen Kosten — künstliche Rubinen erzeugen kann. Seitdem sie aber sogar im Theater vor den Augen des Publikums gemacht wurden, will kein Juwelier mehr etwas von Rubinen wissen, auch wenn sie noch so schön und echt und groß sind. Wenn es bekannt wird, daß die schönsten Diamanten künstlich hergestellt werden können, dann, meine Herren, ist die ganze Arbeit umsonst. Diese schönsten Diamanten haben keinen Wert mehr, kein Mensch wird mehr Diamanten kaufen wollen."

„Ganz richtig", bemerkte Knorr, „aber —"

„Nun", fuhr Grunau fort, „liegt die Sache folgendermaßen: „Wenn sich Döring nur mit einem Mann assoziieren würde, dürfte dieser eine Mensch nicht in der Lage sein, so viel abzusetzen, wie Döring erzeugt. Ganz anders aber ist es mit einer Gesellschaft. Die Gesellschaft hat nicht nur den Zweck, die nötigen Tausende Mark für das Laboratorium herzugeben, sondern sie ist eine Gesellschaft von Kaufleuten. Es handelt sich doch voraussichtlich um Millionen. Jedes Mitglied der Gesellschaft hätte die Pflicht, eine Partie Steine abzunehmen und nach ganz bestimmter Anweisung abzusetzen, zu verkaufen. Und zwar an verschiedenen Orten zu durchaus reellen, marktgängigen Preisen an Grossisten und Juweliere."

„Wir sind ja keine Fachmänner. Ich bin kein Kaufmann", bemerkte Graf Le Claire mit seiner matten Stimme etwas verdrießlich.

„Ueberlassen Sie dieses Geschäft nur Ihrer Frau Gemahlin", entgegnete Grunau etwas ironisch. „Die Frau Gräfin wird schon wissen, was sie mit den Steinen machen soll."

„Aber der Herr Graf hat recht", bemerkte Sponholz, „wir sind keine Fachmänner. Keiner von uns weiß, was er mit der Ware machen, wem er sie anbieten könnte."

„Ich habe mich mit einem Herrn in Verbindung gesetzt", ließ sich nun Strecker hören, „der uns alle nötigen Auskünfte und Anweisungen geben und die Stücke nach ihrem wahren Wert abschätzen würde. Sollten wir die Sache machen, so wäre die Arbeit nicht so schwer. Jeder von uns könnte ohne Mühe bedeutende Quantitäten verkaufen, und wenn die Erzeugnisse wirklich den Versprechungen und Hoffnungen nachkommen, so wäre auf unabsehbare Zeit für jeden von uns ein Vermögen herauszuschlagen."

„Auf alle Fälle ist doch das Risiko nur sehr gering."

„Nun ja, schon recht," bemerkte Sponholz, „gesetzt den Fall, das sei alles so, wie es hier besprochen wird, so habe ich nur ein Mißtrauen. Ingenieur Döring ist, wie alle Auskünfte über ihn lauten, ein sehr genialer, ein hochbegabter Mensch. Aber — na also .... ein Windhund; ein leidenschaftlicher Spieler, ein leichter Geselle. Auf solche Leute kann man sich schwer verlassen."

Wieder war alles still. Da meinte aber Grunau:

„Was geht das uns an, ob er sein Geld verspielt? Er wird nur darum noch mehr davon brauchen. Er ist ein sehr tüchtiger und scharfer Arbeiter, und wenn er arbeitet, spielt er nicht. Das sind ja schließlich Privatangelegenheiten."

Es trat wieder Schweigen ein. Man war noch immer im Zweifel.

Da sagte Strecker in ganz entschiedenem Tone:

„Meine Herren, ich erkläre Ihnen, daß ich die Sache mache. Sollten Sie nicht mittun wollen, so werde ich mich nach anderen Gesellschaftern umsehen."

Diese Worte wirkten entscheidend. Man begann, die Details des Geschäftes zu besprechen, die Anteile, die jeder zu leisten und zu beanspruchen hatte, man berechnete in allgemeinen Zügen die Kosten des Unternehmens, und als die Herren nach etwa zwei Stunden auseinandergingen, war eine stille, rührige Gesellschaft gebildet zu einem Geschäftsbetrieb, der der erste in seiner Art sein sollte.

Siebentes Kapitel.

Erich Hofer stand in seinem freundlich möblierten Zimmer vor einem großen Spiegel, betrachtete seine Person von oben bis unten, ob an seiner Toilette auch alles in Ordnung sei und er das Haus verlassen könne. Diese genaue Revision seines äußeren Menschen war ihm eine langjährige Gewohnheit. Im Geschäft des Juweliers Junghaus mußten die Leute das Bild peinlichster Sauberkeit bieten und stets frisch wie aus einer Schachtel geholt erscheinen. Nichts durfte an ihrer Toilette auszusetzen sein, nichts am Schnitt der Kleidung, die den Stempel der neuesten Mode tragen mußte, nichts an der blinkenden Weiße der Wäsche, und nicht ein Stäubchen durfte auf dem Stoff wahrzunehmen sein.

Hofer hatte bereits den Hut aufgesetzt, und war schon im Begriff das Zimmer zu verlassen, als es in der ihm bekannten halb schüchternen halb ungeschickten Art an seine Tür klopfte und die Zimmervermieterin eintrat.

„Was ist denn, Frau Krawe?" fragte er verwundert.

„Da ist ein Herr draußen, der Sie sprechen will," sagte Frau Krawe, während sie ihm eine Visitenkarte überreichte.

Hofer warf einen Blick auf die Karte und zuckte erschreckt ein wenig zusammen. Sein Gesicht wurde plötzlich sehr blaß.

„Bitte, führen Sie den Herrn herein", sagte er, sich fassend. Er zog rasch die Uhr, sah aufs Zifferblatt und schüttelte den Kopf. Es war elf Uhr vormittags.

„Um diese Zeit ist doch der Alte sonst im Bureau," brummte er. Es war also sicher nichts Angenehmes, was den Geheimen Rechnungsrat Ewald Zimmermann veranlaßt hatte, ihn um diese Zeit aufzusuchen.

Er legte den Hut ab, zog den Paletot aus, hing ihn mit mechanischer Gewohnheitsbewegung auf ein Kleidergestell und wartete auf den Eintritt des Besuchers.

Nun stand dieser in der Tür. Es war ein Mann von schmächtiger Gestalt in Mittelgröße, mit kurzem, grauem Haar, das sich in sorgfältig frisierten Strähnen über den Kopf zog. Er trug eine goldene Brille, deren scharfgeschliffene, blitzende Gläser die dunklen Augen deckten. In Erscheinung und Wesen zeigte er sich ganz als Beamter von altpreußischem Schlag.

Er grüßte sehr ernst, stand einige Momente steif da und entschloß sich nur zögernd zum Setzen, erst nachdem Hofer ihn wiederholt höflich dazu aufgefordert hatte.

„Ich muß Sie in Ihrer Wohnung belästigen, Herr Hofer," begann er, „da ich keinen anderen Weg weiß, wie ich mich mit Ihnen über die Angelegenheit, um derentwillen ich komme, verständigen soll. Also entschuldigen Sie mein Erscheinen."

„Bitte, Herr Geheimrat", sagte Hofer.

Der Geheimrat räusperte sich.

„Vielleicht haben Sie den Zweck meines Besuches schon erraten", fing er wieder in etwas pedantischer Art an. „Meine Tochter, die Else, wird Ihnen doch wohl eine Andeutung gemacht haben. Ja? Sie müssen bedenken — meine Stellung den Herren Vorgesetzten gegenüber sowohl wie auch meinen Unterbeamten .... Ein Geheimer Rechnungsrat im Ministerium hat Pflichten, Herr Hofer, schwere Pflichten, die auch tief in das Leben der Familie hineingreifen .... Na, Sie wären mir ja ein ganz willkommener Schwiegersohn gewesen: Die Auskünfte über Sie waren sehr gut. Sie sind ein anständiger Mensch in geordneten Verhältnissen mit guten Aussichten ...... meine Tochter besitzt noch dazu ihr Vermögen, das sie von einer Tante geerbt hat. Alles sehr schön —"

Hofer verbeugte sich leicht für die freundlichen Worte und wartete auf das Kommende, das er schon halb erriet.

„Aber nun dieser schreckliche Fall," fuhr der Geheimrat fort. „Wir wissen ja alle, daß auch nicht der kleinste Makel an Ihrer Person in dieser Sache haftet. Aber es ist alles so ungeklärt .... Und meine Stellung, Herr Hofer, mein Titel, meine Pflichten, meine Autorität den mir untergebenen Beamten gegenüber! Kurz, Herr Hofer eine Verbindung ist leider unmöglich, ganz unmöglich."

„Gestatten Sie Herr Geheimhat," wandte Hofer bescheiden ein. „Zunächst ist die Sache, wie Sie selbst sagen, völlig ungeklärt, und jede Stunde kann die Nachricht bringen, daß der Dieb gefunden sei. Dann aber können Sie doch unmöglich für den Willen Ihrer Tochter verantwortlich gemacht werden. Ein erwachsenes Mädchen hat eben seinen eigenen Willen. Und wenn Else so viel Mut und Güte hat, bei mir auszuharren, so können Sie es ihr doch nicht verwehren."

„Doch, doch, Herr Hofer," sagte der Geheimrat ruhig. „Sie ist noch nicht majorenn; es fehlen noch einige Monate, und noch besitze ich die volle väterliche Gewalt über sie. Und was Sie von der Verantwortlichkeit sagen, stimmt eben nicht. Wir Beamten werden dennoch verantwortlich gemacht für diejenigen, die unsere Familienangehörigen sind oder werden. Und wenn man es auch mitunter nicht so deutlich sagt, so gibt es doch für uns auch ungeschriebene Gesetze."

„Sie wissen, Herr Geheimrat," bemerkte Hofer, „daß sich die Liebe über Vorurteile und Meinungen hinwegsetzt."

„Leider ja," sagte der Geheimrat, „und nicht zu ihrem Vorteil. Darum bin ich eben hier bei Ihnen. Ich fürchte, daß ich meiner Tochter nicht ganz sicher bin, und ich will Sie bitten, mir zu helfen."

„Ich?" fragte Hofer verwundert.

„Ja," sagte der Geheimrat unbeirrt. „Ich, das heißt, ich persönlich bin überzeugt, daß Sie ein durchaus ehrenhafter und auch ein verständiger Mensch sind. Und so wende ich mich an Ihre Ehre und Ihren Verstand mit der Bitte, meine Tochter Else freizugeben."

„Erlauben Sie, Herr Geheimrat," rief Hofer, sich von seinem Sitz erhebend.

Der Geheimrat stand gleichfalls auf.

„Sie können nicht die Schuld auf sich laden," sagte er mit Nachdruck, „daß ich durch den Unfall, der Ihnen passiert ist, aus dem Dienst trete und mich pensionieren lasse. Wenn Sie mich dazu zwingen, so wird in einer Verbindung zwischen Ihnen und meiner Tochter kein Segen sein. Sie werden immer unter der Last des Vorwurfs stehen, mir das schlimmste angetan zu haben, was man einem Menschen tun kann. Mich um meine Stellung, um mein Lebenselement gebracht zu haben. Das können Sie nicht von mir verlangen."

„Sie aber, Herr Geheimrat," rief Hofer heftig, „können es über sich bringen, zwei Leuten, die noch jung sind und das Leben vor sich haben, das ganze Glück der Zukunft und des Lebens zu rauben."

(Fortsetzung folgt.)

Sie kennt sich

So, nun bin ich ja wieder für ein halbes Jahr verheiratet! — Nur für ein halbes Jahr? — Na, längstens nach einem halben Jahr läßt sich jeder Mann von mir scheiden, oder er hängt sich auf!

Der Lehrer läßt sich zweistellige Zahlen zurufen. „23!" Er schreibt 32 auf. „45!" Er schreibt 54. „18!" Er schreibt 81. Die ganze Klasse schweigt. Da springt Karlchen auf und schreit: „88! So, nun drehen Sie das mal um!"

Gutsherr zu seinem Pferdeknecht: „Johann, womit putzt du eigentlich die Pferde?"

Johann: „Mit Lust und Liebe, Herr Baron!"

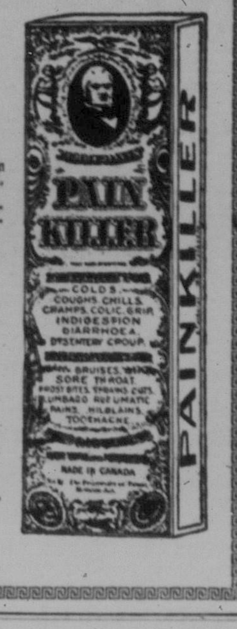
Painkiller (PERRY DAVIS')

Das große canadische Heilmittel

Nehmt es als eine Medizin — ein Teelöffel voll in einem Glas Wasser oder Milch bei Erkältung, Frostgefühl, Grippe, Krämpfen, Durchfall.
Reibt es ein als Liniment bei Verletzungen, Verrenkungen, Bissen und Stichen, Rheumatismus, erfrorenen Gliedern, Halsschmerzen.

Es lohnt sich immer

Painkiller (PERRY DAVIS')



Im Hause zu behalten und auf Reisen mitzunehmen.
Preis 50c per Flasche, größere Flasche $1.00.
Hergestellt nur von
DAVIS & LAWRENCE MONTREAL, QUE.
Auch zu haben bei
Deutsches Buch- und Musikgeschäft
1708 Rose Str. Regina, Sask.

Magenleiden oder Bandwurm beseitigt

Viele Leute, die Magenschmerzen
ben, haben einen Bandwurm und
n es nicht. Ein garantiertes Mit-
s sich bei Beseitigung des Band-
nd zur Linderung aller mög-
nleiden als bemerkenswert
erwiesen hat, wird von
Medicine Co., Dept. B.,
, Mgr., 431—12.
s. auf freien Pro-
es jeden Band-
weniger als
rzen, Diät
, daß es
indert.

Warum operieren?

wegen Blinddarmentzündung, Gallensteine, Magen- oder Leberleiden, wenn „Hepatola" die Arbeit verrichtet ohne Schmerzen, ohne Lebensgefahr und ohne Zeitverlust. Enthält kein Gift. Nicht in Apotheken zu haben.

Mrs. Geo. S. Almas
Einzige Herstellerin
230—4th Ave. S. Phone 4855
Saskatoon.
Preis $6.50. Porto 25c extra.

Butternut, Aunt Betty Heimgebackenes oder ganzes Weizenbrot, Kuchen und Backwerk

Versuchen Sie dieselben und beachten Sie den Unterschied.

Sanitary Brot

Kein anderes Nahrungsmittel, sei es noch so schmackhaft, ist imstande Brot gänzlich zu ersetzen; dies ist der Grund für die ständig wachsende Nachfrage nach unserem „Sanitary" Brot.

Versuchen Sie unser spezielles „Gesundheits"-Brot

Leute die an Verstopfung leiden, sind voll des Lobes über dieses Brot. 9c per Laib.

THE SANITARY BAKERY, LIMITED

Phone 5864—4671. — Unser Verkäufer wird Sie besuchen.
N.B.—Für Kunden, die größere Quantitäten Brot in Scheiben geschnitten wünschen, haben wir eine besondere Brotschneidemaschine angeschafft.